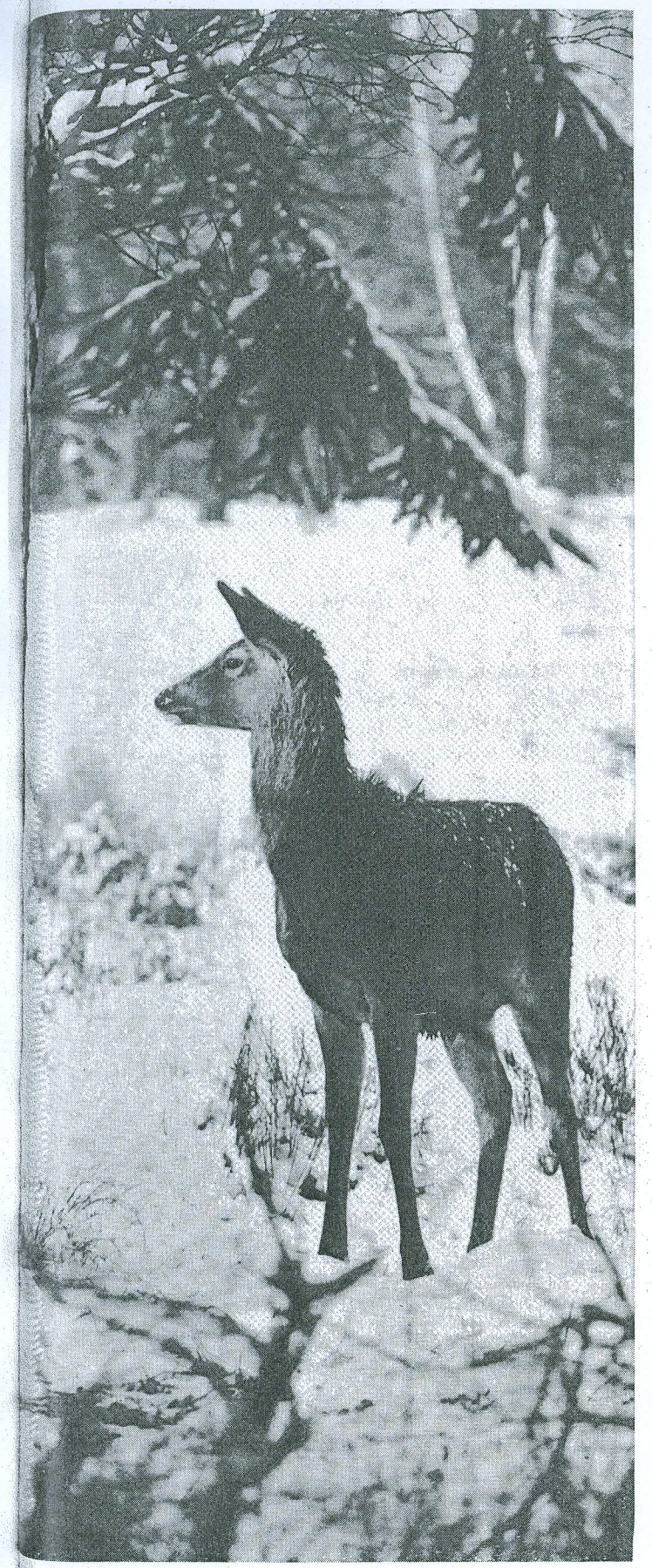
Der erste und der letzte Hirsch

HELMUTH HENDEL



Schmaltier / Phot. Winfried Zellmann

Dieser schmale Weg, am Waldrand entlang, führt vom Bauernhof zum Gutshof. Aber bis dahin ist es noch weit. Hier pürschen wir in der Unendlichkeit des hinterpommerschen Landes. Hell liegt der Mondschein auf dem Acker. Im Wald herrschen die dunklen Kiefernstämme. Überall gibt es nur zwei Farben: schwarz und weiß, auch dort hinten, wo die Sauen gebrochen haben. Bis nachmittags hat es geschneit. Eine gute, weiche Schneedecke hat sich auf die alte gelegt, die schon etwas schäbig geworden war.

Leise pürscht es sich auf diesem weichen, weißen Teppich und sicher auch unsichtbar im langen Schneemantel. Nur ab und zu kommt ein leises Geräusch von den Kiefernstämmen her, wenn wieder einmal einer seine Schneelast aus der Krone abgeworfen hat. „Plumps", sagt es dicht neben mir und etwas verhalten, als ob niemand und nichts stören dürfe in solcher totenstillen Schnee- und Mondscheinnacht. Ist es nicht so? Wer sie schauen und wahrnehmen kann, der ist ein ganz Bevorzugter unter vielen Tausenden in dieser unserer geschäftigen Welt.

Aber dies ist Mondscheinjagd. Sie gilt als nicht waidgerecht bei vielen Jägern, die da sagen, das Wild soll wenigstens nachts seine Ruhe haben. Sie haben sicher recht für meilenweite Reviere, wo man bei Tage auf Hochwild pürschen kann. In unserer bescheidenen von Menschenhand gestalteten Kulturlandschaft – so wie sie jetzt in Westdeutschland geworden ist – wird man kaum auf Mondscheinjagd verzichten können und wollen. Und auch sie kann waidgerecht ausgeübt werden.

Weiter geht die stille Pürsch. Der Acker zur Rechten trägt Roggensaat, die begehrte Winteräsung. Aber die liegt jetzt tief unterm Schnee. Nur eine Ricke mit Kitz ist dort hinten zu sehen, und weiterhin, mehr nach dem Dorf zu, kann man mit dem guten Doppelglas zwei Hasen ausmachen. Da mümmeln sie, bewegen sich kaum von der Stelle und müssen sich doch wohl an die gute Roggensaat herangekratzt haben.

Der Weg führt in den Wald. Leise raschelt das alte Buchen- und Birkenlaub unter der dünnen Schneedecke, aber nicht lange, dann geht es wieder am Feld entlang. Diese Äcker rechts heißen seit alters her die „Grützkuhlen", dieweil hier auf besserem Boden schon Gerste gedeiht, und zur Linken stehen keine dunklen Kiefernstämme mehr. Da grenzt ein gutes, wüchsiges Birkenwäldchen. Weiß und etwas schwarz stehen jetzt die Bäume im Schnee, und leicht gesprenkelt zeigt sich der Acker davor. Denn hier standen im letzten Jahr Kartoffeln, und kein Bauer auch mit der besten Maschine kann sie ganz ernten, ohne daß einige Knollen zurückbleiben. Die aber geben die beste Winteräsung für Reh, Hirsch und Sau, so lange es nicht Stein und Bein friert. Bis jetzt ist der Ackerboden nur leicht angefroren, und hier und da haben die Sauen diese leichte Frostdecke schon aufgebrochen.

Vorn äsen fünf Rehe und dahinter noch ein einzelnes Stück. Sie haben mich irgendwie wahrgenommen, denn ganz langsam und stetig ziehen sie weiter nach dort, wo eine Bodenwelle ihnen Deckung gibt.

Dort, unter den drei zusammenstehenden Birken, ballt sich ein dunkles dichtes Gesträuch. Das ist mein Ansitzschirm, der mir schon mancherlei bescherte. Von hinten zwängt man sich in ihn hinein. Die kleine Bank darin aus Grasspalten und Moos ist jetzt dick verschneit, und als ich sie freiwische, kommen zwei Patronenhülsen zum Vorschein. Das war mein Hasenansitz vom Spätherbst. Zwei richtige Waldhasen, jeder wohl zehn Pfund schwer, hatte er gebracht. Dessen eingedenk versorge ich jetzt den Drilling auch mit zwei Schrotpatronen. Dann kommt die alte, dicke Filzdecke aus dem Rucksack. Warme Füße sind immer gut, auch bei diesem leichten Frost und immerhin für einige Stunden.

Das Doppelglas schwenkt über den Kartoffelacker. Drei Rehe ziehen langsam näher, ganz vertraut. Sicher sind es die von vorhin, die sich inzwischen beruhigt haben. Ganz hinten, wo der Acker an die Kiefernschonung grenzt, steht deutlich Rotwild. Fünf Stück Kahlwild, vielleicht ist auch ein Spießer dabei.

Aber bis dahin sind es mehr als 200 Schritt. Vorn links verschwindet eben ein dunkler Schatten. Mit dem Glas kann ich ihn gerade noch zwischen den Birkenstämmen erfassen. Ein Stück Schwarzwild, ganz deutlich, oder auch einige mehr. Ich habe mich wohl doch zu auffallend bewegt, als ich mich in meinem Schirm einrichtete. Besser man verdrückt sich erst einmal, und das möglichst unauffällig. Später kann man ja wiederkommen. So sind sie, die Sauen: Manchmal so vertraut in stiller Nacht und manchmal so vorsichtig.

Ganz leicht spürt man den Nordwestwind. Jetzt schiebt er so langsam einige dünne Wolken vor den Mond. Konnte man eben noch fast Zeitung lesen, jetzt liegt alles in einem leichten, traumhaften Schatten. Und ist vielleicht auch besser so als der ganz klare, grelle Mondschein. Den mag das Wild nicht.

Halb neun zeigt die Uhr. Allmählich könnte sich was tun auf dem Acker, außer den nahen Rehen und dem entfernten Rotwild. Aber die Zeit ist noch lang und gänzlich unwichtig. Wer fragt hier und jetzt nach der Zeit! Ganz von selber kommen die Gedanken. Sie gehen rückwärts. An eine ferne, schneehelle Mondscheinnacht vor mehr als zwanzig Jahren denke ich zurück, als ich meinen ersten Hirsch schoß. Bald nach dem großen Kriege, den man zum erstenmal einen Weltkrieg nannte.

Das war noch etwas ostwärts von hier auf einer großen preußischen Staatsdomäne, südlich der großen und so lebendigen Kreisstadt Stolp, die man in gutem Bürgerstolz das „Klein-Paris" nannte. Aber auf dieser preußischen Domäne gab's nichts dergleichen. Da war ein tüchtig und sparsam wirtschaftender Major a. D. und Domänenpächter, dann der Inspektor, der Brennmeister, dann eine Zeitlang nichts und schließlich am Ende ein Lehrling von 20 Jahren. Das war ich.

Aber es gab auch noch ein anderes: „Wenn Sie Jäger sind, können Sie in Ihrer Freizeit auf Jagd gehen", so hieß es, als ich die Stelle antrat. Und die kurzen Wintertage bescherten viel freie Zeit – wenn Mondschein war. – Ob ich Jäger war? Natürlich war ich das. Im Elternhaus hatte ich das „Jägerhaus am Rhein" und den „Lehrprinz" von Oberländer gelesen und auch „Diezels Erfahrungen auf dem Gebiete der Niederjagd", und manche Stellen kannte ich fast auswendig. Auch eine Krähe hatte ich schon geschossen. Und bald waren es die großen Domänenäcker, die herrliche Ansitzplätze auf Hasen boten, wo sie an eine der großen Kiefernschonungen angrenzten. Wohl ein Dutzend hatte ich schon von November bis Anfang Dezember zur Strecke gebracht, sehr zur Freude der Hausfrau. Aber Hirsche gab es auch in der Gegend. Sie machten sogar manchmal ganz beträchtlichen Schaden auf den Äckern. Donnerwetter ja – ein Hirsch, das wäre doch etwas! Nur bei Tage war der auf dem Acker nicht zu haben. In meinen Jagdbüchern stand zwar von Hirschen noch wenig. Aber ich würde doch einen Spießer von einem Zwölfer unterscheiden können!

Was waren das glückliche Zeiten, wo ein Lehrling in seiner Freizeit Hasen und Hirsche schießen durfte, ganz wie es ihm gefiel. Und sie sind doch erst gute 50 Jahre her und konnte es nur im gesegneten wald- und wildreichen Ostdeutschland geben. Die Hausfrau freute sich schon auf das gute Wildpret, und mein Chef, der selber kaum Jäger war, wollte mir gern seine Fernrohr-Büchsflinte leihen.

Und auch damals war Mitte Dezember, und genauso still und verschneit lag das weite Land, und ein voller Mond stand am Himmel über diesen 2000 Morgen Domänenacker. Das war meist recht guter Boden und alles etwas hügelig. War man hier doch im „buckligen Ländchen des Königs von Preußen", wie Johanna von Bismarck so schön gesagt hatte. Dort war sie geboren und aufgewachsen und dorthin, nach Varzin, hatte sie sich still zurückgezogen, als sie fühlte, daß der Tod nahte.

Diese ganzen hügeligen Äcker waren von fiskalischen Forsten umgeben. Ringsum aus dem Wald trat das Rotwild aus, überall standen die Fährten im Schnee. Wo sollte man da ansitzen? Die Waldgrenze war viele Kilometer lang, und es gab nirgends eine Kanzel. Aber so mußte es gelingen: Tagsüber wischte man an der Waldgrenze die Fährten aus, da, wo die meisten waren, und nachts pürschte man im Schneehemd die Grenze entlang, und wo frische Rotwildfährten hinausstanden, da schlich man mit gutem Wind hinterher. Also mußte man doch zu Schuß kommen können.

Der Mond strahlte, voller Hoffnung pürschte ein junger Jägersmann am Wald entlang, und der Schnee glitzerte, und so deutlich waren die Fährten zu erkennen. Hier Rehe, da ein Fuchs und etwas weiter eine Sau. Eine halbe Stunde mochte vergangen sein. Da endlich! Das waren deutlich vier oder fünf Stück Rotwild, die Fährten nagelfrisch. Hinaus in die glitzernde Helle, wo ich den Roggen mit eingefahren und Kartoffelmarken ausgegeben hatte! Mal ging es leicht bergan, mal bergab. Aber das sah man kaum, das fühlte man nur. Nur die Rotwildfährten – es waren jetzt einwandfrei vier Stück –, die sah ich. Hügelauf und vorsichtig hinübergeschaut – nichts. Weiter ...

Wieder ging es ganz sachte nach oben, gebückt, langsam, mit klopfendem Herzen und da – da unten in der kleinen Mulde, da waren sie! Vier Stück Rotwild, vier dunkle, aber ganz deutliche Schatten, keine hundert Schritte weit. Hatten sie mich schon wahrgenommen? Zogen sie nicht etwas durcheinander?

Aber nein, ich lag doch in meinem Schneehemd platt im Schnee und hatte die Büchsflinte gut im Anschlag. Durchs Zielfernrohr sah ich, wie das eine Stück, ganz links, deutlich sicherte. Jetzt zog es weiter ... Schnell! Aber was war nur mit dem Zielfernrohr los! Das wedelte zwischen den Hirschen hin und her. Nur Ruhe! Hoffnungsloses Bemühen. Aber jetzt erschien eins der vier Stücke darin. Peng ... hallte es nur schwach, aber langgezogen durch die Schneenacht. Drei Stücke gingen in scharfem Troll ab nach links. Ich schaute ihnen nach, schaute zurück. Lag da nicht eine dunkle Masse im Schnee? In weiten Sätzen rannte ich hinunter, die Büchsflinte in der Hand, und dann stand ich vor ihm, meinem ersten Hirsch. Denn das Stück, auf das ich geschossen hatte, hatte sogar ein Geweih auf dem Haupt. Zwar nur ein Paar dicke, stumpfe Spieße über starken Rosen, aber doch ein Geweih. Immer wieder ging ich darum herum, was da so still und stumm im Schnee lag und kostete ihn aus – diesen Augenblick.

Drei starke Männer waren am nächsten Tag nötig, um den Hirsch aufzuladen. Es gab damals noch keine Ia, IIb und weitere Hirsche. Aber das wußte ich später ganz genau: Dieser Hirsch im Mondschein in jugendlich-hemmungsloser Leidenschaft fast durch Zufall aufs Blatt getroffen, das war auch ganz durch Zufall der vollkommenste Abschußhirsch, den ich je erlegte. Und es waren etliche, die ihm folgten, stärkere und schwächere bis hin zum Lebenshirsch, einem kapitalen Achter mit 16 Pfund Geweihgewicht. – Aber dennoch war es weder gut noch waidgerecht, wenn so ein unerfahrener Jungjäger gleich nach den Hasen auszog, um einen Hirsch zu schießen – auch damals nicht ...

Das war einmal bald nach dem ersten Weltkrieg, und jetzt ist wieder Krieg. Etwas plötzlich fahre ich zusammen, zurück in die Gegenwart. Nein, kein Hirsch. Aus den Birken kommt auf gewohntem Paß, ganz gemächlich ein Hase herausgehoppelt. Ein Hase nur, aber groß und dunkel erscheint er mitten im Schnee. Jetzt macht er seinen Kegel und sichert, kaum 30 Schritte neben meinem Hasenschirm. Armes Häschen, wie

konntest du auch ahnen, daß der Tod so dicht neben dir saß! Ich lasse ihn auf dem Zielstachel aufsitzen. Bamm ... Den halben Knall hat der Schnee verschluckt, und wo eben der Hase seinen letzten Kegel machte, scheint jetzt ein Maulwurfshaufen zu liegen. Was man hat, das hat man. Und für die Weihnachtszeit ist mindestens ein Hasenbraten fällig.

Ob der Schuß viel gestört hat? Zwar ist der Acker jetzt leer bis auf einige Rehe, die da hin und her ziehen. Aber nur fünf Minuten später kommt es hinten aus den Birken wieder hervor. Eins hinter dem andern, fünf dunkle Klumpen sind es, vorneweg der stärkste, eine Bache mit vier kräftigen Frischlingen. Ein jeder von ihnen wiegt sicher seine 60 bis 80 Pfunde aufgebrochen. Schwarzwild läßt sich bei Schnee und Mondschein ebenso gut ansprechen wie bei Sonnenschein und sicher besser als auf einer Wildjagd, wenn die Rotte über die schmale Schneise flüchtet. Natürlich möchte man immer die weiblichen Stücke schonen, aber in der Winterschwarte Bache und Keiler, zumal bei Überläufern, immer sicher voneinander zu unterscheiden, halte ich auch beim besten Licht nach vielfacher Erfahrung praktisch für unmöglich. Wer sein Schwarzwild hegen will, um schwere Stücke im Revier zu haben, schieße jeweils das schwächste Stück!

Meine Fünfer-Familie bricht eifrig, mal hier mal dort. Über 200 Gänge sind es bis dahin, aber die leichte Witterung bringt es her, und ab und zu hört man es in der stillen Luft, wie gut es ihnen schmeckt.

So einen Frischling könnte man sich holen. Man braucht ja nur zwischen den Birken und Wacholdern heranzupürschen. Sauen wittern und lauschen so gut, aber mit ihren kleinen Schweinsäuglein äugen sie nicht weit. Kein Wild läßt sich so leicht anpürschen wie Schwarzwild, wenn der Wind richtig steht. Wie gut eigentlich, daß viele Jäger das nicht wissen! Aber vielleicht kommt noch etwas Besseres auf den alten Kartoffelacker. Noch ist es nicht Mitternacht.

Und weiter geht eine halbe Stunde in die Ewigkeit, und abermals sagt man sich: was man hat, das hat man. Auch solcher Frischling würde einen herrlichen Braten liefern, gewürzt mit Wacholderbeeren und Thymian, die überall hier wachsen. Nur der karge Sandboden gibt solche kräftige Würze.

Die alte Filzdecke wandert wieder in den Rucksack, es folgen fünf langsame Kniebeugen, wozu der Mond einen Augenblick zwischen den Wolken hervorblinzelt, und dann geht es weiter, von dem einen dunklen Wacholderbusch zum nächsten hellen Birkenstamm, langsam, ganz langsam. Solche Nacht ist nie für die Eile geschaffen. Der Wacholderbusch dort vorn neben der etwas struppigen Birke gibt gute Deckung. Da halten wir an. Ein Blick über den Acker: die Sauen freuen sich immer noch der guten Kartoffeln und ihres Lebens. Aber jetzt auf einmal scheint mir, als ob nicht weit zwischen den verschneiten Birken irgendwo Wild steht. Da knistert es einmal ganz leise. Also warten! Der Wind kann nicht besser stehen. Und da zieht er ganz langsam heraus: ein Hirsch, sicher kein ganz junger. Im Glas ist fast jedes Haar und ein dünnes Achtergeweih zu erkennen. Ein Abschußhirsch? Er könnte es sein.

Aber da kommt noch einer hinterher, groß und lautlos. Was hat denn der auf seinem Haupt? Das ist kein Geweih. Zwei kurze dicke Hörner sind es. Wo hat man dergleichen einmal gesehen! Der Hirsch steht auf Schrotschußweite und äugt über den Acker. Ich sehe seinen Äser dampfen ...

Langsam hebe ich den Drilling. – „Klupp", schlägt ihm das schwere 9,3-mm-Flachkopfgeschoß ganz kurz hinters Blatt mitten ins Leben und wirft ihn in der Fährte zusammen. In der Ferne über den Waldbergen verrollt der Schuß.

Die Gedanken kommen und gehen. Ganz wie einst liegt da ein Hirsch im Schnee mitten in der Nacht, und wieder sind Freude und Staunen dabei. Damals diese kurzen, stumpfen Spieße, die jetzt über dem Schreibtisch hängen, und hier – man kann auch kaum von einem Geweih sprechen. Das sind zwei „Hörner". Unten flach und handbreit mit dicken Rosen und fingerlangen Augsprossen laufen sie etwa 30 cm lang in ein einziges abgestumpftes Ende aus. Den „Kuhhirsch" nannten wir alsbald diesen Hirsch. Sechs bis sieben Jahre mochte er alt sein, aber nie hatte ihn irgend jemand gesehen. Aber auch dieser Hirsch war mitten in der Nacht geschossen, und wer mich darob verdammen will, der mag es tun.

Später erst ahnte ich, und heute weiß ich es ganz genau: dies war mein letzter Hirsch. Denn wir schrieben schon das schicksalsschwere Jahr 1943, als die Ostfront unter dem Russenansturm immer deutlicher ins Wanken geriet. Nach schwersten, leidvollen Jahren sieht heute die Welt ganz anders aus, eine Welt, in der uns der Mond kein Unbekannter mehr ist. Mir war er manchmal ein alter Bekannter, ein guter Freund und Helfer, und eine einsam-stille Pürsch bei Schnee und Mondschein halte ich immer noch für die Krone winterlichen Waidwerks.